

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 211.

Samstag, 9. September.

1916.

Frau Minchens Narretei.

(81. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Käthe van Beeler.

(Nachdruck verboten.)

Und wirklich hatte jene Mitteilung den ersten Anstoß gegeben, daß Fée aus ihrer Verunsicherung und Unklarheit aufgerüttelt wurde, sich aufreckte und daran ging, ihr Leben in feste Hände zu nehmen. Sie hatte in der Nacht, die jenem Tage folgte, lange und leidenschaftlich geweint und das Leben so verzweifelt grau und trostlos vor sich gesehen, daß sie darunter zu ersticken meinte. Aber als dann der Morgen anbrach, war sie mit dem unverwundlichen Mut der Jugend entschlossen daran gegangen, den Kampf mit diesem Leben aufzunehmen und es, so weit es in ihrer Kraft stand, heller und lebenswürdiger zu gestalten.

Und da die Hoffnung, diese hilfreichste und treueste Freundin der Jugend, neben ihr schritt und ihr, je weiter die Zeit vorwärts eilte, immer tröstender in das Herz sang, daß es nur eine Wartezeit sei, die sie in ihrer unbegreiflichen Torheit über sich heraufbeschworen habe, wurden ihre Augen dabei wieder hell und ihr Herz fröhlich und das Leben schien ihr nicht mehr grau und inhaltslos, sondern trotz seiner Eintönigkeit und Stille wieder lieblich und reizvoll.

So war der Winter ins Land gekommen und in Frau Minchens Herz begannen sich neue Sorgen zu regen. Fée war nun alt genug, um in die Welt geführt zu werden, man durfte ihre aufblühende Jugend nicht länger in dieser ländlichen Einsamkeit verschließen. Das Kind, das einzige, was ihr aeblichen war, durfte nicht unter den Sorgen und Schmerzen leiden, die auf dem Hause und auf ihrer Mutter lasteten. Jugend verlangt ihr Recht. Und vielleicht gelang es ihr mit diesem Mittel, auch ihren Mann allmählich wieder in den Bannkreis der Familie und des soliden Lebens zu ziehen. Fée war ja immer seine zugänglichste Stelle gewesen und es bedurfte gewiß nur einer Erinnerung an seine Vaterpflichten ihr gegenüber, um ihn auf den richtigen Weg und wieder in gute Gesellschaft zu führen.

Sie versuchte es, aber ohne jeden Erfolg. Er blickte noch finsterner als zuvor.

„Ach bin kein richtiger Beisitzer mehr für unser Kind. Das ist alles vorbei. Laß mi in Ruh! Wenn du sie auf'n Heiratsmarkt schleppen willst, dann tu's allein, oder, da du 'ne Schwiegertochter mit so großem Schachertalent hast, sieh sie der zum Verkauf mit! Wui Deiwel, nee! Mein Goldschatz, mein saub'res kluges Kind! — Aber das wird sich schon selbst schützen!“

Es war, als wenn es ihn packen wollte mit der alten, heißen Liebe für seine Fée. Ach, was er manchmal für eine Sehnsucht nach ihr hatte! Aber solch ehrloser, alter Rump wie er besaß kein Recht mehr, sich an seinem broten, ehrlichen Kind zu erfreuen. Er ging bergab, er war zu nichts mehr nüt als nur noch zum Saufen. Da vergaß er doch meistens, daß er nichts mehr wert sei, daß er mit der Hundsfröherei seiner Jugend sich die Schindar und Erpresser auf den Hals geladen hatte.

Wie eine fressende Krankheit setzen solche Gedanken in seinem Hirn und überwucherten alles andere. Die

fixe Idee seiner moralischen Entartung beherrschte ihn so vollkommen, daß nichts anderes daneben Raum fand. Immer ging die hinter ihm her und geißelte ihn. Es war eine Stelle in seiner Seele getroffen, aus der sich die Hand des Wahnsinns aufreckte, und keiser fand die richtige Waffe, um siegreich dagegen zu kämpfen, denn keiner sah und wußte, wo des Übels Wurzel saß. Nur Frau Minchen, und die war zu schwach, um die Geister zu bannen, die sie in ihres Herzens Unsicherheit und Unerschaffenheit selbst heraufbeschworen hatte.

Seufzend mußte sie erkennen, daß selbst der Hinweis auf Fée bei ihrem Mann nichts nützte. Da konnte nur der liebe Gott helfen! In kindlichem Vertrauen legte sie all die schweren Sorgen und Nöte also still in die Hände des großen Walters, und machte sich dann daran, die kleinen selbst auf die alten, schwachen Schultern zu nehmen. Die waren im Laufe dieses Jahres wirklich recht alt und schwach geworden. Wenn sie an Bälle und Gesellschaften dachte, überkam sie eine grenzenlose Müdigkeit. Aber es mußte sein, es war ihre Mutterpflicht, und es kamen ihr jetzt oft Gedanken, daß sie in früheren Jahren dieser Mutterpflicht gegen Fée nicht genug getan habe, da mußte sie wenigstens jetzt das Mögliche leisten; besonders da sie im vorigen Winter mit Ludovika eine nie ermüdende Ballmutter gewesen, hätte sie sich ja totschämen müssen, wenn sie bei dem eigenen Kinde versagte! — Ach ja, im vorigen Jahre, — wie viel frischer und elastischer war sie da, und jetzt auf einmal ganz alt und zusammengefallen! Die Sorgen, die Sorgen!

Aber Fée durfte unter denen nicht noch mehr leiden, als sie doch wohl schon heimlich tat. Ja, ja, eine mußte von der anderen, daß und warum sie sich grämte, aber beide vermieden es, ihre gemeinsamen Sorgen zu berühren, um nicht den anzuklagen, der sie ihnen beilegte, den armen, lieben Mann und Vater!

„Wir müssen jetzt an deine Toilette denken, Féechen! Du wirst nun auf Bälle gehen“, leitete Frau Minchen ihre Pläne zaghaft ein.

Fée machte große, erschrockene Augen, dann lachte sie und schüttelte den Kopf. „Um Himmels willen, Mutterchen, komm' mir nicht damit. Ich habe nicht die leiseste Lust, in festlichen Gewändern den Reigen zu schwingen, und du siehst mir auch nicht danach aus, als wenn du dein Glück darin sähest, Ballmutter zu spielen. Schenken wir uns das noch ein Jahrzehen, bis ich rasende Sehnsucht danach verspüre.“

Die Mutter sah mit zwiespältigen Gefühlen in das rosige, lachende Gesicht. Das ging doch nicht, die Jugend verlangte ihr Recht, — aber wenn sie es nicht verlangte, war sie eigentlich heilfroh. Sie parlamentierte noch ein Weilchen im Gefühl ihrer Pflicht, aber als Fée beim Kopfschütteln und Abwehren blieb, gab sie mit einem behaglichen Seufzer nach.

„Aber möchtest du nicht irgend etwas anderes, das dir Vergnügen macht? Denk mal nach Kind: der

Winter ist so lang und hat so endlose Abende, und immer mit mir alten, trübseligen Frau allein, — das ist doch schrecklich!

Dahinter ein schwerer Seufzer, einer, in dem nichts von Behaglichkeit, sondern nur eine Last von Sorgen und Kummer, eine tiefe Trauer um Vergangenes und Verlorenes lag.

Fee hörte und verstand ihn. Die arme Mutter! Wie sie sich verändert hatte, wie alt und traurig sie aussah! Am Ende brauchte die eher Anregung und Aufbeisterung als sie, deren Leben vollkommen von tüchtiger, körperlicher Arbeit und heimlichem Denken und Träumen ausgefüllt war. Im Gegensatz zu Mutters Überlegungen dachte sie, daß das Alter sein Recht verlange, das von außen kommende, ihm von dem Leben da draußen zugetragene. Sie tat ja, was sie konnte, um Mutters Tage zu verschönern und sie anzuregen, aber Mutters Begriffe von Anregung waren stets von den ihren so verschieden. Es gab kaum einen Weg, auf dem sie richtig zusammentrafen. Mutter brauchte entschieden Zerstreuung, um von ihrem Grübeln abgezogen zu werden. Was konnte man nur tun?

Kalt, da hatte sie es. Gerade heute stand in der Zeitung eine Aufforderung zum Abonnement auf zwölf Klassiker-Aufführungen, und Mutter war früher immer so gern ins Theater gegangen! Das war das Richtige.

„Ach wo, gar nicht schrecklich“, wehrte sie Mutters Klage ab. „Zu Hause ist's immer schön. Aber wenn du mir alle Herrlichkeiten der Welt auffordernd anbietest, dann hätte ich doch einen Wunsch. Wir wollen auf die Klassikeraufführungen im Theater abonnieren, die würden mir viel Freude machen und dir auch. Das genießen wir gemeinsam und holen uns dabei hundert schöne, große Gedanken und Fragen, über die wir hinterher tagelang plaudern und streiten können. Ist das nicht eine reizende Idee?“

Frau Minchen fand nun zwar klassische Vorstellungen grenzenlos langweilig. Sie liebte Stücke, die in vornehmen Kreisen spielten, in denen man moderne, elegante Toiletten sehen konnte, und wo die Liebenden sich unbedingt kriegten, alles Dinge, die in klassischen Stücken fast nie klappten. Aber immerhin, wenn Fee sich das wünschte, brachte sie ihre Reigungen gern zum Opfer, und so stimmte sie freundlich zu.

„Ja, da hast du auch recht, Feechen; das wollen wir denn man. Gleich morgen kann der Stellmacher in die Stadt fahren und Plätze bestellen.“

Sie selbst fuhr nicht mehr gern in die Stadt. Da traf sie jedesmal und überall auf Ludovika, und seitdem sie dieser die Geldforderung abgeschlagen hatte, grüßte sie nur noch so von oben herab und kam nicht einmal zu ihr heran, so daß sie als Schwiegermutter sich ordentlich vor den Leuten, die das sahen, genieren mußte. Das war das Beste an den klassischen Vorstellungen, daß die Ludovika in die nicht gehen würde. Der war das auch zu langweilig, gerade so wie ihr. Ach, wie sich die Zeiten verändert hatten! Wenn ihr das im vorigen Jahre jemand gesagt hätte, daß sie sich nach kaum zwölf Monaten darüber freuen würde, wenn sie Ludovika nicht sähe!

Fee hatte ihren Theaterwunsch schon nach zwei Tagen wieder vollständig vergessen. Sie war bei Tante Berta zum Besuch gewesen; und diese hatte erzählt, daß Kolf jetzt in Berlin studiere und sich dort sehr wohl fühle. Er habe einen großen Umgangskreis, mache viel Gesellschaften mit und amüsiere sich so ausgezeichnet wie noch nirgends sonst. Letzteres eine von Tante Berta frei hinzugehängte Bemerkung, die dem wirklichen Inhalt des Briefes sehr widersprach, aber die von ihrer Erzählerin beobachtete Wirkung, Fee zu benarrenden und ihr den Wert des Beschnittenen im begehrenswerthen Lichte zu zeigen, vollkommen erfüllte.

Fees Tage und Nächte waren seitdem nicht mehr so gesellig zufrieden wie vorher. Sie war aufgeregter und gedankenverloren in buntem Wechsel, hörte kaum, was man zu ihr sprach, und antwortete verkehrt, und war durchaus nicht angenehm berührt, als die Mutter eines

Morgens sagte: „Na, denn müssen wir uns heute man beizeiten fertig machen zum Theater. Heute ist ja die erste Vorstellung. Auf'm Bettel stehen lauter anständige Namen, Prinzens und Grafens, aber ich glaub' doch, daß es ein sehr trauriges Stück ist. Sie kriegen sich nicht, und das kann ich mal nicht leiden. Ich denk', Feechen, du ziehst dein Weißes an, das steht dir am besten, und wenn du den großen Pelz umnimmst, dann wird es dir auch nicht zu kalt sein, heute ist kein so scharfer Wind.“

„Ja“, sagte Fee mechanisch, — „nein, der Wind ist nicht scharf. Das weiße Kleid, ja, Mutterchen, — nein, zu kalt wird es mir nicht.“

Was das für ein Stück war, in dem Prinzen und Grafen spielten und das Liebespaar sich nicht kriegte, wußte sie gar nicht. Es war ihr auch gleichgültig. Tante Berta hatte schon wieder einen Brief von Kolf erhalten, in dem, wie sie erzählte, noch mehr von Vergnügen und Wohlbefinden stand. Er sang Duette mit der Tochter einer Jugendfreundin seiner Mutter, und war begeistert von diesen Musikübungen, — erzählte Tante Berta.

Fee hatte die Empfindung, als wenn Duetttsingen etwas sehr Gefährliches und Vertrauliches wäre, etwas, das alte Erinnerungen auslöschte und neue Gefühle erwecken könne, und war infolgedessen durchaus nicht in rofiger Stimmung und voll Interesse für Dinge, die außerhalb des bössartigen Duetttsingens lagen, aber trotzdem zog sie das weiße Kleid an, das ihr sehr gut stand, und band darüber den dicken Pelz, in dem sie nicht frieren konnte, und fuhr gedankenverloren mit der Mutter nach der Stadt, ins Theater, um sich Anregung und Unterhaltungssstoff für die langen Winterabende zu holen.

Frau Minchen fand es nun doch wieder im Theater sehr hübsch, auch schon ohne Vorstellung. Nur allein unter all den gut angezogenen Leuten und bei dem Geschwirr der Stimmen und dem Rascheln der Kleider. Es war doch Anregung. Sie vergaß für den Augenblick beinahe all ihre Sorgen, bekam einen vergnügten Ausdruck im faltenreichen Gesicht und sah sogar mit heimlichem Stolz, daß ihre Fee ringsum Aufsehen erregte und anscheinend gefiel. Natürlich lange nicht so, wie damals Ludovika, natürlich nicht, — mit deren Schönheit konnte ihr rothaariges Mädchen sich nicht messen!

Frau Minchen seufzte, ihre Augen verdunkelten sich, und sie nahm schnell den Theaterzettel vor.

„Romeo und Julia, Feechen. Sieh bloß den langen Rebbel von Personen!“ wandte sie sich an Fee.

Die zuckte zusammen und griff hastig nach dem Bettel.

„Romeo und Julia!“

Plötzlich überflutete sie wieder jenes wunderliche, rätselhafte Empfinden, das damals ihre Zunge gebunden, als Kolf mit heißbittenden Augen und Worten vor ihr stand. Romeo und Julia! Daß es gerade das sein mußte! Keine Ahnung hatte sie davon gehabt. Aber nun wurden doch ihre Augen groß und weit, ihr Herz schlug und ihre Wangen glühten.

Schon ging der Vorhang auf, und interessiert wandte sie sich der Bühne zu.

Hinter ihr noch einmal ein leises Klappen der Jalousien, ein vorsichtiger Tritt, dann wurde der neben ihr noch freistehende Platz von einem Herrn in Uniform eingenommen.

Ganz flüchtig sah sie es nur, ohne in der Dunkelheit einen richtigen Eindruck zu erhalten, auch ohne Interesse, denn dieses war von den Vorgängen auf der Bühne gesehelt. Sie wartete, wartete auf Worte, die unvergeßlich geblieben, die wie ein Zauberband über ihrem Leben geschwebt hatten, und dabei überfiel sie eine eigentümliche, beängstigende Unruhe, die nicht allein von innen, von ihrem Warten her, sondern von irgend einem äußeren Einfluß zu kommen schien. Es zog und zerrte an ihr, es brannte auf ihrer Wange, — sie wußte nicht, was es war, aber sie fühlte es.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Kronstadt.

Von Paul Schorlich.

Das schöne Land Siebenbürgen ist bisher von seiten der Reichsdeutschen im ganzen recht wenig besucht, ja, man kann ruhig sagen, vernachlässigt worden. Das ist aus drei Gründen erstaunlich: einmal gehören die transylvanischen Alpen zu den schönsten Partien Europas und auch im Innern des Hügellandes liegen Städtchen und Dörfer oft malerisch an Klüften oder Berghängen, dann sind es deutsche Brüder, die wir in großer Zahl und in den angesehensten Stellungen dort unten treffen, so daß also auch der, welcher kein Magyarisch versteht, überall in Siebenbürgen ohne weiteres durchkommt, und schließlich: bis zum Kriegsausbruch ließ sich in Siebenbürgen sehr billig leben. Besonders in den transylvanischen Alpen, wenn man von berühmteren Kurstätten wie etwa der „Hoher Rinne“ absteigt, wo ich es gerade nicht billig fand. Und doch, wie selten bin ich auf wiederholten Wanderungen im Gebirge einmal Reichsdeutschen begegnet!

Manche werden gar nicht wissen, daß das im österreichisch-ungarischen Heeresbericht genannte „Brasso“ nichts anderes als das gute alte Kronstadt ist. Woher sollten sie auch? Wer kennt alle ungarischen Bezeichnungen für gutdeutsche Siedlungen aus alter Zeit? Wir kennen Klausenburg, aber nicht Koloszar, Hermannstadt, aber nicht Nagyszeben, Karlsburg, aber nicht Gyula feherbar. Wir haben auch keinerlei Veranlassung, diese alten deutschen Städtenamen ungarisch auszusprechen, denn wir sind keine Magyaren. (Wer aber die magyarische Bezeichnung für Kronstadt gebrauchen will, der spreche wenigstens richtig: „Brascho“, und nicht, wie man es gelegentlich hört, „Brasso“). Denn gerade durch ihre klangvollen historischen Namen haben sich diese alten Sachsenansiedelungen in unser Gedächtnis geprägt.

Von den hübschen Städten Siebenbürgens ist Kronstadt ganz entschieden die schönste. Zwar liegt auch Hermannstadt schön, da die mächtige Kette der transylvanischen Alpen der Stadt einen prächtigen Hintergrund verleiht, aber das Gebirge ist immerhin noch 25 Kilometer entfernt und Hermannstadt selber ruht inmitten einer großen Ebene. Kronstadt dagegen schmiegt sich in die Falten des jäh ansteigenden Gebirges hinein und ist eine richtige Wald- und Bergstadt. Gerade ihre schöne, fast romantische Lage ist es, die ihr jetzt gefährlich wurde und die Stadt, die überdies von der rumänischen Grenze nur 21 Kilometer entfernt ist, zur leichten Beute der rumänischen Eindringlinge machte.

Eine Beruhigung wird es für alle sein, die Kronstadt kennen, daß die Stadt keiner Beschickung ausgesetzt war und nicht durch Zerstörung gelitten hat. Es wäre wirklich jammerlich gewesen um die alte Kirche, diesen imposanten gotischen Bau aus den Jahren 1385 bis 1425, an dessen äußeren Chor heute noch die zwölf Apostelfiguren das Entzücken jedes Beschauers bilden, während die Orgel mit ihren 4060 (!) Pfeifen, von Buchholz in Berlin erbaut, mit ihrem Registerreichtum kaum ihresgleichen hat. Ebenso stellt das Rathaus aus dem Jahre 1420, das im Laufe des 18. Jahrhunderts einmal erneuert wurde, ein Denkmal deutscher Baukunst und alten geübten Geschmacks dar, das in dieser letzten Ecke Westeuropas doppelt stark auf jeden Beschauer wirkt. Da sind auch noch die Türme und Bastionen, von den Zünften erbaut und mit schönen Sprüngen geziert.

Hohe und edle Erinnerungen haften für uns Deutsche an Kronstadt. Demselben Orden der deutschen Ritter, der auch im Baltikum seine starke zivilisatorische Kraft bewies, verlieh König Andres II. im Jahre 1211 „in frommem Gedächtnis seiner Vorfahren und in heißem Verlangen, nach dem zeitlichen Dasein das ewige Leben zu gewinnen“ die Terra Borza, die er ausdrücklich als deserta und inhabitata (verlassen und unbewohnt) bezeichnete. Hier verteidigte der Orden die Grenze des Ungarlandes gegen die heidnischen Rumänen. Gist durften die Ritter nur hölzerne Kastelle bauen, später auch steinerne. Deutsche Kolonisten bestellten den Boden und entwickelten regen Gewerbesinn. Im Jahre 1233 schenkte der Ungarkönig die deutsche Kolonie im Burzenland an den Papst (Honorius III.). Sie blühte unter eignen Bräsen weiter empor und vereinigte sich später mit der deutschen Kolonie von Hermannstadt. Aber die Einzelheiten jener Zeit wird sehr mangelhaft unterrichtet, nur daß diese Deutschen nicht unerhebliche Vorrechte hatten, wissen wir zutreffend. Im 14. Jahrhundert, durch die ungarischen Könige aus dem Hause Anjou durch Verleihung des „Burzenländer Privi-

legiums“ besonders begünstigt, konnte Kronstadt in Gewerbe und Handel mit Städten wie Nürnberg und Augsburg weiteisen.

Viel verdankte Kronstadt seinem „größten und gefeiertsten Sohne“, dem Reformator des Sachsenlandes, Johannes Conterus (1498—1549), der auch die erste Buchdruckerei nach Siebenbürgen brachte. Er war selber in Wittenberg gewesen und als Luther später das Reformationsbüchlein des Conterus las, soll er ausgerufen haben: „Das ist wahrlich ein Apostel, den der Herr dem Ungarland erweckt hat!“ Durch diesen Mann wurde das ganze Sachsenland, von Bistritz bis Kronstadt, dem Augsburger Bekenntnis gewonnen.

Nicht zuletzt die Bewohner Kronstadts waren gemeint, wenn im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts die ungarischen Könige die opfervolle Hingabe und Treue der Sachsen immer wieder anerkennen und lobend erwähnen. Sie werden sogar einmal ein „Juwel im heiligen Diadem unseres Landes“ genannt.

Auch unter Krieg und Pest hatte Kronstadt zu leiden gehabt. 1610 wurde die Stadt vom Fürsten Gabriel Bathori zweimal belagert, ohne daß es ihm gelungen wäre, sie zu nehmen. Als Siebenbürgen an die Krone der Habsburger kam und der kaiserliche General Rarassa 1688 Kronstadt besetzen wollte, erhoben sich die Bürger, umsonst freilich, denn der Aufstand wurde blutig niedergeschlagen und zahlreiche Bürger mußten zum Richtplatz wandern. Im 18. Jahrhundert wütete wiederholt die Pest in der Stadt, einmal auch ein großer Brand. Auch die Russen haben Kronstadt einmal besetzt, im Jahre 1849 nach einem Gefecht zwischen Österreichern und Ungarn.

Gleich wenn man nach Kronstadt hereinkommt, fällt das Denkmal in die Augen, das dem Andenken Arpads gewidmet ist, des ersten Großfürsten der Magyaren, der gegen Ende des 9. Jahrhunderts Ungarn und Siebenbürgen eroberte und der Ahnherr der Dynastie wurde, die zunächst auf dem ungarischen Thron saß. Mitten aus einem der steilen und bewaldeten Gebirgsrücken grüßt es heraus und von jedem Punkt der Stadt kann man es sehen. Es kann trotz seiner mächtigen und doch schönen Form nicht aufkommen gegen die altwürdigen deutschen Bauten, vor allem nicht gegen das Rathaus, das zu den schönsten Architekturarbeiten aus alter Zeit gehört.

Während so Deutschum und Magyarentum auch noch außen hin kräftig repräsentieren, arbeitet das Rumänentum mehr im stillen. Von den 37 000 Einwohnern der Stadt sind 10 000 Deutsche, 14 000 Magyaren und 12 000 Rumänen. Die letzteren wohnen hauptsächlich in der oberen Vorstadt zusammen und setzen sich durchweg aus sogenannten kleinen Leuten zusammen. Dieser von der übrigen Stadt durch Lage, Bauart wie Bevölkerung deutlich geschiedene Stadtteil hat sich aus der Ansiedlung von Handlangern entwickelt, die aus der Walachei und Bulgarien in früheren Jahrhunderten berufen worden sind. Die Sachsen nennen sie darum auch die „Waldscherei“ und die Magyaren sagen „Wolgarszeg“ (Wolgarenwinkel).

Durch seine Lage ist Kronstadt ein berufener Durchgangs- und Stapelplatz für einen Teil des abendländischen Handels. Bis heute ist es, wenn inzwischen auch der orientalische Handel andere Bahnen eingeschlagen hat, durch seine rege Verbindung mit der Walachei die bedeutendste Handelsstadt Siebenbürgens geblieben. Selbst der rumänisch-ungarische Zollkrieg in den achtziger Jahren konnte der fleißigen Stadt wenig anhaben. Eine große Zahl industrieller Unternehmungen, die man auf dem Weg nach Bukarest von der Bahn aus sehen kann, zeigt, daß der alte Unternehmungsgeist auch heute ungemindert fortlebt.

Hervorragend schön ist die nächste Umgebung von Kronstadt. Wer einmal auf dem Schuller (1804 Meter) gestanden und ins Burzenland hinabgeschaut hat oder wer im benachbarten malerisch gelegenen Rosenau und in der Försburg gewesen ist, der wird das Land in sein Herz geschlossen haben. Nachdem jetzt die Rumänen in die Stadt eingezogen sind, werden sie vielleicht eine große Enttäuschung erleben. Denn der rumänische Teil der Bevölkerung gerade von Kronstadt hat sich mit den Magyaren im allgemeinen recht gut gestanden und dürfte sich von einer Änderung der politischen Verhältnisse nichts versprechen. Die Aufnahme der „Sieger“ wird also schwerlich so sein, wie sie dem rumänischen Selbstbewußtsein vorschwebt.

Aus der Kriegszeit.

Deutsche Weltkriegsbücherei und französische Kriegsliteratur. Der deutsche Idealismus bewährt sich während des Weltkrieges in immer neuer großartiger Weise. Während die Engländer und die ihnenhörigen Verbündeten alle ihre gewaltigen Machtmittel aufbieten, unseren „Militarismus“ zu zerbrechen, das Deutschtum zu vernichten und unseren so gefährlich konkurrierenden Handel lahmzulegen, geht ein deutscher Fabrikant hin, kauft die sämtlichen Werke eines bedeutenden Künstlers und gründet mit ihnen ein öffentliches Museum in einem eigens dafür errichteten Bau. Ein anderer, ein süddeutscher Industrieller, stiftet ein Unternehmen, das bestimmt ist, alle auf den Krieg bezüglichen Druckerzeugnisse zu sammeln. Für diese von vornherein wahrhaft großzügig angelegte, ausschließlich gemeinnützigen Zwecken und der Öffentlichkeit gewidmete „Weltkriegsbücherei“ stellt er große Mittel selbstlos zur Verfügung. Da soll nichts Halbes geschaffen werden, sondern unbedingt etwas, das in keiner Weise dem Vergleich mit den aus Staatsgeldern eingerichteten ähnlichen Sammlungen zu scheuen hat, vielmehr den umfangreichsten von ihnen gleichwertig sein wird. Wenn einmal die Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während dieses Krieges geschrieben wird, wozu in der Weltkriegsbücherei das schönste Material zu finden ist, dann wird als ein charakteristisches Zeichen der auch in so schweren Zeiten nicht aussehenden Blüte deutscher Wissenschaft und Kunst angeführt werden können, daß diese Sammlung, die ein getreues Spiegelbild der Kriegsjahre in allen ihren so verschiedenartigen und vielseitigen Beziehungen vermittelt, dem ideal-praktischen Eifer eines einzelnen deutschen Mannes ihre Entstehung und Bestimmung verdankt. Wo die Bibliothek einmal dauernd Unterkunft findet, ist noch unbestimmt; vorläufig hat sie ihren Arbeitsort in der Potsdamer Straße 121 in Berlin. Es ist zu wünschen, daß alle Kreise beheim und im Felde sich durch freiwillige Übersendung von Druckerzeugnissen, namentlich solchen schwer erreichbarer Art: Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Flugblätter, Plakate u. a. aus dem Auslande, Geheim- und Privatdrucke, die im Buchhandel nicht zu haben sind, Photographien usw., an der Sammlung beteiligen, die alles Bedenke, soweit es irgendwie auf die Kriegszeit Bezug hat, an einer Stelle vereinigen will. Hervorragend und auffallend vertreten ist in der Weltkriegsbücherei schon jetzt die Kriegsliteratur unserer westlichen Nachbarn: Bücher, Flugchriften, Plakate, Zeitschriften, Zeitungen, sogar eine Reihe Schützengrabenzetungen. Auch in dieser Beziehung stellt sich die Weltkriegsbücherei ebenbürtig an die Seite der größten amtlichen Sammlungen. Wenn es erst einmal möglich sein wird, einen vollständigen Überblick zu gewinnen über alles, was während dieses Krieges die Druckerpresse in Frankreich verlassen hat, und dies Material zu verarbeiten, dann wird man erschrecken über den ungeheuren Tiefstand der französischen Bildung, des französischen Charakters. Nie ist der Unterschied zwischen romanischem und deutschem Wesen schärfer in die Erscheinung getreten als in der Literatur dieses Krieges. Man sehe sich nur die Karikaturen an, die in Frankreich so unglaublichen Eindruck gemacht und den Haß gegen uns ins Maßlose gesteigert haben. Künstlerisch sind fast alle völlig wertlos; einen Daumier wie 1870 haben die Franzosen diesmal nicht ins Feld zu führen. Eine Niedrigkeit und Rohheit der Färbung, eine Dummheit und Borniertheit, eine Schamlosigkeit der Seele sprechen daraus, vor denen wir nur den Kopf schütteln können. Das beleidigt uns nicht, das entrüstet uns auch nicht mehr; aber die Schamröte treibt es uns ins Gesicht, daß es Mitmenschen sind, die so tief sinken konnten. Ganz erstaunlich ist die Zornenheit! Immer wieder wandelt man die gleichen Motive ab, wobei nur einer den anderen an Brutalität übertrumpfen oder an einer ebenso widerwärtigen Sentimentalität zu übertrumpfen sucht. In einem der allertraurigsten dieser Werke, sowohl in künstlerischer wie in moralischer Hinsicht, hat ein Anatole France das Vorwort geschrieben. Was hier über die Karikaturen gesagt ist, gilt Wort für Wort auch für die sogenannte schöne Literatur, die vielleicht noch bezeichnender ist für den geringen Bildungsgrad des französischen Volkes. Es braucht kaum noch erwähnt zu werden, daß die große Zahl der hier zusammengebrachten französischen Schmähschriften durchweg eine nicht minder deutliche Sprache redet. Man darf der Weltkriegsbücherei besonderen Dank dafür wissen, daß sie durch eine so vollständige und lückenlose Sammlung der französischen Kriegsliteratur zu einer richtigen Einschätzung der heutigen französischen „Kultur“ und „Kunst“ wesentlich beiträgt.

Die neuen Londoner Verbunkelungsvorschriften gegen Zeppelinangriff. Ein ironischer Zufall wollte es, daß die in wochenlangender Arbeit und unter Zuziehung ganzer Bataillone der verschiedenartigsten Sachverständigen ausgearbeiteten neuen Londoner Verbunkelungsvorschriften gegen Luftangriffe genau einen Tag vor dem jüngsten großen Zeppelinangriff in Kraft traten. In dieser Verordnung wurde bestimmt, daß alle

im Freien befindlichen Lichter, die bisher in und um London noch brennen durften, ausgelöscht werden müßten, mit Ausnahme ganz weniger Lichter, die von der Militärverwaltung besonders bezeichnet wurden. Aber auch diese Lichter mußten in ihrer Leuchtkraft auf das möglichste Mindestmaß beschränkt werden, so daß „nur ein gedämpfter und abgeblendeter Schein auf den Boden zu fallen vermag.“ Die Lampen in den Wohnungen, heißt es weiter, müssen so geschützt werden, daß nur höchstens ein nebliger Schimmer nach außen zu dringen vermag und weder das Pflaster unterhalb der Fenster noch die Wand eines anderen Gebäudes zu erblicken ist. Hierfür sind zwei Methoden bestimmt. Erstens schwarze Vorhänge, die den ganzen Fensterrahmen verbergen. Zweitens ein Lampenschirm, der eine Verteilung der Strahlen in größerem Umkreise unmöglich macht. Weiter wurde auch die Beleuchtungsvorschrift für die Wagen verschärft, die sich nicht mehr mit Marktscheiben vor den Laternen begnügen dürfen, sondern dunkles, womöglich schwarz gefärbtes Glas um die Beleuchtungskörper tragen müssen. Endlich wurde mit besonderem Nachdruck bestimmt, daß die Verbunkelungsvorschriften für Privatsachen auch für die Wohnungen in den Hinterhäusern gelten, damit kein feindliches Flugzeug die Lage und Gestalt der Gebäude erspähen könne. Wohl niemals wurde die Arbeit einer Kommission so schnell als völlig zwecklos erwiesen, da bereits 24 Stunden nach Inkrafttreten dieser Unmenge von Vorschriften London einen Zeppelinangriff erlebte, der in seiner Gewalt und seinen zerstörenden Wirkungen alle früheren Unternehmungen dieser Art noch übertraf.

Doppel-Kriegssehen in Frankreich. Während es in der ersten Kriegszeit nur zu ganz besonderen Ausnahmeerscheinungen gehörte, daß eine Frau infolge falscher Totsetzung ihres im Felde stehenden Gatten eine zweite Ehe schloß und so gegen ihr Wissen doppelt verheiratet war, haben diese Fälle, wie der Pariser Berichterstatler des „Daily Chronicle“ in einem Aufsehen erregenden Artikel meldet, in Frankreich derartig zugenommen, daß sie nunmehr einen ziemlich stark verbreiteten neuen Typus des Familiendramas darstellen. So wird von einer Pariserin erzählt, die durch die französische Heeresleitung die Mitteilung erhielt, daß ihr Mann gefallen sei. Nach Verlauf einiger Monate heiratete die Witwe ihren Schwager, und erst jetzt stellte sich heraus, daß der vermeintlich tote Gatte nur eine Zeitlang verschollen gewesen war und sich auf der Rückreise befindet. Ähnliche Fälle werden neuerdings fast von der gesamten französischen Presse berichtet. So erzählte die „Liberte“, daß in einer französischen Gemeinde in der Nähe des Kanals zwei Kriegerfrauen heirateten, nachdem sie die amtlich beglaubigten Papiere über den Kriegstod ihrer Gatten erhalten hatten. Doch das Glück der neuen Ehen währte nur kurze Zeit, nach einigen Wochen erschienen die totgesagten Männer, die sich schweren Operationen hatten unterziehen müssen. Sehr merkwürdig ist die Geschichte eines bretonischen Soldaten, dessen durch einen Granatsplitter fortgerissener Arm auf dem Schlachtfeld gefunden worden war. Da an dem Armel die Erkennungsmarke gefunden wurde, sahnte man der Frau dieses Soldaten die amtliche Todeserklärung und gab ihr zugleich die Erlaubnis, sich neu zu verheiraten. Diese Erscheinungen, die nicht gerade geeignet sind, die geordneten Zustände des Familienlebens, wie sie im Kriege doppelt gefordert werden müssen, herzustellen, werfen das grellste Licht auf die Leichtfertigkeit des französischen Kriegserkennungsdienstes und den Mangel an ausreichender Organisation.

Der Motorleichenwagen. Eine der merkwürdigsten Kriegeserscheinungen ist die Einführung des Motorleichenwagens in Mailand. Da gegenwärtig in Norditalien die Pferde äußerst selten und die Futtermittel unerschwinglich sind, saßten die Stadträte von Mailand, wie das „Journal des Debats“ zu berichten weiß, den Entschluß, die Pferdegespanne bei Leichenbegängnissen durch Motorkraft zu ersetzen. Bisher wurden drei Automobilgesellschaften zur Beförderung von Särgen konstruiert, und ein Mailänder Architekt zeichnete die Pläne für die Ausgestaltung der Wagen, die außerordentlich elegant sind und auf diese Weise sowohl das technische wie das ästhetische und das religiöse Empfinden miteinander versöhnen.“ Vorläufig soll diese Art der Leichenbeförderung im Automobil während eines Jahres aufrechterhalten werden. Der Betrieb selbst gehört einer privaten Gesellschaft, der durch den Mailänder Stadtrat allmonatlich ein zehnmaliger Dienst jedes Wagens für den Preis von 10 Lire zugesichert wurde.